

Der Schriftsteller-Bastard

Die Meinung von Autoren ist gefragt – aber wo ist ihr Ort im öffentlichen Diskurs? Von Martin R. Dean

Der Ruf nach «Einmischung» des Schriftstellers, das Bedürfnis, seine Stimme zu vernehmen, hat mit dem von alters her überlieferten Glauben an seine Sprachmächtigkeit zu tun. Man fordert nicht so sehr des Spezialisten Meinung, noch will man den Besserwisser hören. Seit wissenschaftliche Studien uns in jeder Lebenssparte allwöchentlich eine neue Wahrheit präsentieren, sind uns Experten oft nicht mehr wert als ein Pfifferling. Das Spezialistentum steht im Verdacht des taktischen Sprachgebrauchs; feilgeboten werden zu oft Interessen statt Wahrheiten. Unerschrockene, zumindest unabhängige Kommentare erwartet man von Schriftstellern.

Beglaubigte Rede

Das ist natürlich zu viel verlangt. Und dennoch ist das Bedürfnis nach einer Rede, die sich selbst verantwortet, nicht falsch. Der Umstand, dass ein Schriftsteller seine Worte nicht nur mit Bedacht wählt, sondern auch für sie einsteht und sie mit seinem Leben beglaubigt, unterscheidet seine Rede vom Alltagsgeschwätz. So hat Kafka seine unerhörten Sätze mit seinem Scheitern beglaubigt, so hat Rilke, einer der grössten Briefschreiber seiner Zeit, seine besten Gedichtzeilen seiner Einsamkeit abgerungen. Zweifellos ist der Ernst und die Eindringlichkeit von Marie-Luise Fleissers Romanen, Erzählungen und Theaterstücken ihrem unglücklichen Leben geschuldet.

Das Wort des Schriftstellers zehrt von seiner Glückferne, wie es sonst nur bei Religionsstiftern der Fall ist. Und hier liegt denn auch eine Gefahr, nämlich dass Schriftsteller zu Moralaposteln werden, deren Legitimation sich der Selbstüberschätzung verdankt. Dennoch bleibt die Hoffnung bestehen, dass sich die Rede des Schriftstellers mit dem Metier des Erzählers und Wahrsagers primitiver Gesellschaften verbindet – wie die Ethnologie behauptet – und deswegen mehr ist als nur die übliche Verlautbarungsprosa. Zu seiner Authentizität gehört zuletzt, dass er dort Sprache hat, wo wir alle sprachlos sind. Man traut ihm zu, im Wirrwarr des medialen Tohuwabohu jener zu sein, der dem Verstummen Stimme gibt.

In seinem in den frühen sechziger Jahren verfassten Essay «Schriftsteller und Schreiber» stellte Roland Barthes

zwei grundsätzliche Typen des Autors und der Autorschaft heraus: den Schriftsteller, *l'écrivain*, und den Schreibenden oder Intellektuellen, *l'écrivain*. Ist des Schriftstellers Interesse ganz auf die Sprache gerichtet und geht letztlich in ihr als Medium des Uneigentlichen auf, so betritt Mitte des letzten Jahrhunderts mit Autoren wie Sartre, Pasolini, Grass, Vargas Llosa oder Fuentes jener Typ intellektueller Schreiber die Bühne, der seine Sprachmächtigkeit in den Dienst einer Sache stellt. Seine Sätze wollen eindeutig sein, sie sollen zur Tat, ja zum Eingriff ermächtigen. Der Intellektuelle, wie er in der Schweiz bis heute noch durch Frisch verkörpert wird, will Zeugnis ablegen, will erklären und aufklären.

Für den Schriftsteller hingegen, schreibt Barthes, ist schreiben ein intransitives Verb. Er erklärt nicht die Welt, sondern stellt ihr unablässig Fragen. «Natürlich», so Barthes, «verwandelt die den Schriftsteller konsumierende Gesellschaft das Vorhaben in Berufung, die Arbeit an der Sprache in Begabung zum Schreiben und die Technik in Kunst. So ist der Mythos des gut Geschriebenen entstanden.» Bereits Barthes jedoch ahnte, dass der Preis dieser Sakralisierung der Arbeit des Schriftstellers in der Entfernung von seinem Werk liegt. Prophetisch fährt er fort, dass sich in der Gegenwart – gemeint sind die sechziger Jahre – beide Typen vereinigen werden: «Jeder bewegt sich heute mehr oder weniger offen zwischen den beiden Postulaten . . . Unsere Epoche bringt einen Bastard-Typus zur Welt.»

Ein Meister der (Ein-)Mischung

1973 erschien Heinrich Bölls «Einmischung erwünscht». Mit ihm zusammen meldeten sich Günter Grass und andere zu Wort; «Bastarden» wie Lars Gustafsson, Hans Magnus Enzensberger oder Umberto Eco verdanken sich beeindruckende Einsichten in die Rituale und Umbrüche postmoderner Gesellschaften. In jene Zeit zurück reicht auch der Beginn von Peter Bichsels Kolumnen. Gerade sie zeigen meines Erachtens jene von Barthes angesprochene Bastard-Position nachdrücklich.

Bichsels Kolumnen in der populären «Schweizer Illustrierten» sind Texte zur Zeit und reichen dennoch über den Tag hinaus. Wer sie heute, in Buchform sammelt, noch einmal liest, wird nur

schwer einen Unterschied zu seinen «reinen» Texten herstellen können. Eine wunderbare Kolumne wie «Im Hafen von Bern im Frühling» ist ebenso nicht nur eine Alltagskolumne, sondern auch eine typische Bichsel-Geschichte mit vertrackt literarischem Aufbau. Deswegen beruht die Unterscheidung zwischen sich einmischenden und abstinenteren Autoren auf einem Missverständnis.

Die letzten fünfzig Jahre beförderten eine Aufsplitterung der Textsorten und brachten eine Wandlung des Selbstverständnisses der Schreibenden mit sich. Der Autor von heute steht mitten in einem mächtigen und in sich divergenten Strom von medialen Einflüssen, sein Innenraum ist durchlässig gegenüber der Realität. Innerlichkeit, wie noch Rilke sie zelebrierte, beschreibt heute nur einen der Bewusstseinszustände eines Schreibenden. Wer glaubt, dass wir Schreibenden noch immer über dieselbe Bewusstseinshöhe wie Thomas Mann verfügen, dass uns grundsätzlich dieselbe Innenraumtiefe wie Rilke oder dieselbe dialektische List wie Brecht zur Verfügung stünden, der verkennt die Veränderungen, die das Autorenselbst gegenüber der Gesellschaft erfahren hat.

Verführung zur Unmündigkeit

Der Rückzug des Autors in den Turm seiner reinen Sprache ist ebenso überholt wie die Inanspruchnahme des Frischschen Pathos. Denn die Installation einer kritischen Intelligenz bedingt eine Macht, die (an)greifbar ist. Heutige Machtverhältnisse zeigen indessen die Verführung zur Unmündigkeit als lautlose Dominanz, die nicht mit einem simplen Wort gebannt werden kann. Simplifikateure, deren Rüstzeug allein das moralische Argument ist, verfehlen oft die Komplexität der Verhältnisse. Darüber hinaus entscheidet eher die Textsorte als der moralische Anspruch, ob sich jemand einmischt. Auch deswegen ist die geführte Debatte falsch, weil sie an den medialen Bedingungen, wie und wo Autoren heute überhaupt noch Gehör finden, vorbeigeht. Schreibende wie Juli Zeh, Ilija Trojanow oder Robert Menasse bedienen sich längst einer Vielzahl von Textsorten. Sie tragen damit einer gesellschaftlichen Gemengelage Rechnung, die in immer mehr Segmenten und Öffentlichkeiten gespalten wird.

Viel Platz im Feuilleton geht an die Unterhaltungsindustrie verloren. Trotz

dieser prekären Lage fällt der Ready-made-Vorwurf, es fehle in der Schweiz an Wortmeldungen und Einmischungen, ins Leere. Wer sich die Arbeit macht, sich einen Überblick über die Meldungen – ob wir sie nun «Einmischungen», Essays oder einfach Kommentare nennen – zu verschaffen, sieht eine Vielzahl von Schweizer Autoren und Autorinnen am Werk, denen der Zustand der nationalen und globalen Gesellschaft nicht gleichgültig ist. Freilich ist das Hochamt der Frischschen Position verwaist. Allein das Selbstpathos, das Frisch und seiner Zeit möglicherweise angemessen war, kann heute leicht ins Lächerliche kippen. Doch zeigt die Berufung von Bundeskanzlerin Angela Merkel auf Navid Kermani, wie sehr noch immer die Präsenz eines rasonierenden Intellektuellen in der Nähe der Politik erwünscht ist. Freilich dürfte dabei weniger der Moralist als der sachkundige Theologe Kermani gefragt sein.

Dass die Schweiz sich nach wie vor mit intellektuellen Autoren schwertut, verbirgt der Vorwurf mangelnden Engagements nur schlecht. Dabei gebietet nicht zuletzt die wachsende Unübersichtlichkeit unserer Verhältnisse eine Sprache jenseits der Institutionen und Interessen. Für Roland Barthes war der «Bastard-Typus» ein «Zauberer», weil er die gesellschaftlichen Krankheiten auf sich nahm. Gut ist, wenn er wenigstens dem eine Sprache gibt, das im Rauschen der Kanäle unterzugehen droht.

Der Schriftsteller **Martin R. Dean** lebt in Basel. Sein jüngstes Buch, «Verbeugung vor Spiegeln. Essay über das Eigene und Fremde», erschien 2015 beim Jung-und-Jung-Verlag.